

Geld — ein Mittel, Schulden zu tilgen

Chuang Tzu träumte,
und da ihm träumte, er sei Vogel,
Biene und Schmetterling,
war er nicht sicher, er wolle versuchen,
sich wie etwas anderes zu empfinden.
Daher seine Zufriedenheit.

— Ezra Pound

Was ist Geld nicht? Diese Frage müssen wir stellen, um das Wesen des Geldes besser zu ergründen. Sagen wir kurz und bündig: Geld ist ein Mittel, um Zeit und Raum zu gewinnen. Es ist kein Äquivalent für das, was die Griechen *Philia* und die Römer, etwas nüchterner, *Caritas* nannten. Wenn ich das Wort *Caritas* gebrauche, meine ich das ganze Spektrum vom Wohlfahrtsstaat bis zum Trinkgeld. Ich schäme mich nicht, diesen Begriff zu missbrauchen, denn dort ist er nun gelandet. Die Nächstenliebe ist institutionalisiert, wie der Denker Ivan Illich betont; sie ist Recht und Pflicht zugleich und lebt von der Steuer. Ursprünglich hiess *caritas* Teuerung (Höhe der Preise von Weizen). Etwas später bekam sie die Bedeutung von Liebe der Menschen, der Götter, der Staatsbürger, auch Liebe für das Vaterland, für die Eltern und die Kinder, danach Liebe aus Wohlwollen, Schätzung, Zuneigung, Zärtlichkeit. Cyprian (in *Auctor Vitae*) bezeichnete *sollicita caritas* als Gegenstand kümmernder Zärtlichkeit, und Hieronymus in der *Vulgate* sprach von *caritas* als Liebe der Menschen für Gott und für Ihresgleichen (siehe *Nouveau Dictionnaire Latin-Français* von Benoist & Goelzer, bei Garnier, Paris). Gehen wir aber viel weiter zurück, zur Theogonie des griechischen Dichters Hesiod, finden wir bei der Erschaffung der Welt die herrlichen Töchter des Meeres, Aglaia, Euphrosyne und Elithea, die, *Karites* genannt, Huld, Wohlwollen und Anmut verbreiten. Hier ist der Ursprung des Wortes, das heute gemeinnützige Institutionen, deren Vergabungen, freiwillige Taten, denen ein sozialer Wert beigemessen wird, bezeichnen. Andererseits bildet *Caritas* als grösster Ausgabeposten im Budget des Wohlfahrtsstaates ein

Quantum, das sich durch seine ständige Unzulänglichkeit auszeichnet. Darum meine Bemerkung: Geld ist kein Äquivalent für *Caritas* im Sinn von *Karites*.

Leo Tolstoi erzählt eine Geschichte von zwei Brüdern, die sich bedürftigen Menschen widmen und, als Gegenleistung von milden Gaben leben (siehe *Die beiden Brüder und das Gold*). Eines Tages finden sie Gold auf dem Weg— da ergreift der eine, Johannes, die Flucht, wie von einer Biene gestochen, während Athanasius die Goldmünzen einsammelt, in die Stadt zieht, und aus seinem Fund drei Häuser baut: eines für Witwen und Waisen, ein zweites für die Kranken und Krüppeln, ein drittes für Pilger und Bettler. Er bestellt besoldete Aufseher, nimmt nichts für sich und geht wieder auf die Suche nach Johannes, in der Annahme, er habe es besser getan als der Bruder, der vom Gold davon lief. Da versperrt ihm ein zorniger Engel den Weg — derselbe, der die Brüder jeden Sonntag segnete, und sprach: “.....Dass dein Bruder dem Golde entsagte, ist mehr Wert als alle Werke, die du mit deinem Golde vollbracht hast.” Als Athanasius ihm vorrechnete, was er alles geleistet hat, antwortet der Engel: das sind die Worte des verführenden Geistes. Als Athanasius bereute, einsehend, dass er all diese Werke nicht um Gottes Willen getan hatte, gab ihm der Engel den Weg frei und er wurde mit seinem Bruder wieder vereint.

Erbost über Tolstoi's Geschichte, dachte ich: “Heuchler! Du kannst gut moralisieren; dank des Goldes fand aber Athanasius die Gelegenheit, weitaus mehr als vorher zu leisten”. Aber ich gehöre auch zu den Menschen, die vor- und nachrechnen. Da erzählte ich diese Geschichte meiner neunjährigen Enkelin, und fragte sie, wem das Gold ursprünglich gehörte und warum es so auf der Strasse lag. “Der Engel wollte die beiden Brüder prüfen, und daher legte er das Gold auf dem Weg”. Dann erzählte sie mir eine analoge Geschichte, und fügte hinzu: “Man kennt erst den Charakter eines Menschen, wenn man weiss, wie er einer Versuchung widersteht”. Um Tolstoi's Geschichte aufzunehmen, muss man offenbar wie ein Kind empfinden, frei von zynischen Überlegungen. Barmherzigkeit ist nicht bezahlbar, da nicht messbar. Der wichtigste Vorbehalt gegen die Geldwirtschaft, und vielleicht der einzig berechtigte, ist, das alles was umsonst gemacht wird, keinen Wert hat, im Sinne von Status. Eine Bürogehilfin, mit einer 35-Stunden-Woche,

hat mehr Status als eine Mutter, die sich rund um die Uhr um ihre Kleinkinder kümmert, denn jene hat einen messbaren Verdienst und eine amtlich erfasste Anstellung, und daher Anspruch auf Altersrente, während, Mütter im Volleinsatz, mit ihrem 24-Stunden Tag, nicht nur leer ausgehen, sondern auch als “nicht arbeitend” bezeichnet werden. Die Wurzel des Wortes *rachme* im Aramäischen, in Jesu Umgangssprache, “bedeutete Mutterschoss, Wärme, Mitgefühl, ein langgezogener Atemzug, der Barmherzigkeit verströmt, oder eine Antwort auf Gebete. Die Assoziation von Mutterschoss und Mitgefühl führt zur Vorstellung des Gnade-Gebärens.” (siehe Neil Douglas-Klotz – *Das Vaterunser*, bei Knauer, München 1992). Der Autor zitiert ferner Meister Eckharts Spruch: “Wir sind alle dazu bestimmt, Gottes Mütter zu sein”.

Geld ist nicht nur Frucht von Arbeit, Geschäftserfolg, Macht, Können, Beliebtheit, Schlauheit, Eroberung, Diebstahl, Erbschaft und Glück, sondern auch Schicksal oder Gnade. Dies hat nichts zu tun mit Verdienst. Der Herr bezahlte den Arbeitern der letzten Stunde genau soviel wie den Arbeitern der ersten. Er war nicht knauserig bei den ersten, sondern grosszügig bei den letzten (siehe Matthäus 20,1-14). Die Monetarisierung der Nächstenliebe schafft Ansprüche, die schneller steigen als die Summe der vorhandenen Mittel. Sie schafft Zwänge. Denn sie verlangt Strukturen, die mit laufenden Kosten verbunden sind und vom Initianten allein auf die Länge nicht getragen werden können. Es heisst ja irgend wann: die Mittel gehen aus, was bei der Arbeit mit Händen, Mund und Herz nur beim Tod des Schaffenden vorkommt. Die Imagination wird oft durch die Begrifflichkeit höherer Rechnungseinheiten blockiert.

Ja, aber es geht letzten Endes doch um Mengen, hallt es zurück. Wenn man hundert Menschen helfen kann, statt nur zwei oder drei, was ist so schlecht daran? Man fängt an, Gott zu spielen, und wird es nicht durchhalten können. Oder irdischer ausgedrückt, die Schuhe der Titanen sind einige Nummern zu gross für den menschlichen Fuss. Der Unterschied zwischen den beiden Brüdern, die Tolstoi schildert, ist vergleichbar mit dem Unterschied zwischen H₂O und Wasser; H₂O kann mich vom Verdursten retten, aber ohne Wasser, kann Durst nicht gelöscht werden. “Wer dieses Wasser trinket, den wird wieder dürsten,

wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten.“ (Johannes 4,14)

Joséphin Peladan, Zeitgenosse des Gutsherrn Tolstoi, schilderte in einem ergreifenden Roman *Das Allmächtige Gold* (verdeutschte von Emil Schering, bei Georg Müller, Leipzig 1911) den Abstieg auf Fortuna's Rad von einem innigst verliebten Paar, dem keine Demütigung der Verarmung erspart bleibt— er ein erfolgloser Komponist, der vom rauschenden Meer schwärmt, sie eine Adlige, die von Dionysos verführt werden möchte und ihren Schmuck versilbert —, mit folgenden Worten: “Stärker als die Liebe beherrscht das Elend ihre Seelen, erfüllt sie und verschliesst sie jedem Gefühl”. Peladan's Beobachtung gilt einem in Unschuld lebenden Paar, das sich in Paris, der Metropole der Gleichgültigkeit, absetzt, Kinder zeugt und, allen Versuchungen widerstehend, seelisch vernichtet wird. Unschuld, sagte ich? Ja, die Unschuld des Opfers, das identisch ist mit dem Täter.

“Nur die Reichen können lieben!” schreibt Peladan. Während er das Gold besingt, stockt er plötzlich und fragt: “Warum kommst du nicht auf den Ruf der Genies? Immer bist du fern vom Leben der Grossen: Corneille ohne Schuhe, Wagner seinen Hund verkaufend, Balzac von Schulden geplagt, Spinoza Brillenschleifer, Sigalon ohne Farben, Lamartine ohne Brot klagen dich an”. Gold — bei Tolstoi eine Falle des Versuchers, bei Peladan die Hostie, die von seinem, durch die Verzweiflung, irre gewordenen Helden während einer selbst inszenierten Messfeier, anstelle vom Leib Christi, geweiht wird.

Hier noch eine weitere Schau. Die Erregung als das höchste Lebensprinzip, als unsere kostbarste Triebfeder — nicht das Denken (laut Descartes), sondern die Erregung — wurde von Kasimir Malewitsch 1922 formuliert (siehe *Dieu n'est pas Détroné*, bei L'Age D'Homme, Lausanne 2002). Der Mensch erträgt die Ruhe nicht, vor allem nicht die ewige Ruhe, (daher auch nicht den Frieden.) Maler und auto-didaktischer Philosoph zugleich, sah er die Menschen in ihrem Versuch, das Paradies auf Erden zu zimmern, statt im Himmel. Ist das nicht was die Propheten im alten Israel an den stolzen Herrschern von Babylon und Ninive rügten? Während aber diese Herrscher prachtvolle Bauten hinterliessen, haben unsere Paradiesmacher Völkermord und

Verwüstung praktiziert. Doch setzt er fort: “Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Welt als Mikrokosmos erschaffen wurde, nur weil eines Tages *irgendetwas* Lust hatte, zu essen. Hätte sich kein Appetit gemeldet, wäre das Universum überhaupt entstanden?” Er sah was wir Materie nennen, als spirituelle Bewegung, und was wir Geist nennen, als Bewegung der Materie, wobei wir die Verdichtung der Materie als identisch mit der Realität empfinden. Der sogenannte Materialist sieht die Welt als Materie, die sich selber auffrisst. Während die Kirche die Seele vom Leib befreien will, versucht die *Fabrik*, den Menschen einen neuen Leib als spirituelle Kraft zu geben. Alle unsere Anstrengungen gelten der Perfektionierung; sie wird erreicht auf drei Wege: spirituell (religiös), wissenschaftlich (die *Fabrik*) und durch die Kunst.

Für Malewitsch besteht das Spiel auf der Bühne des grossen Welttheaters im Versuch, Gewichte zu verlagern oder umzuverteilen, dem Zorn Gottes zu entfliehen, durch tägliche Arbeit die Last der Sünden zu zermalmen, alle erdenkbaren Systeme, mit ihren Fehlern, so schnell wie möglich zu durchlaufen, um sich letzten Endes von den Gesetzen und von der Selbstbestrafung des Alltags zu befreien und das Land der Menschwerdung zu erreichen.

Ist Gold (Geld) nicht vorwiegend ein Mittel, um Schulden zu tilgen, nicht nur solche die aus Käufen entstehen, sondern auch Schuld, die aus dem Leben selbst hervorgeht? Mögen moderne Psychologen diese Frage verwerfen, es gibt kein Leben ohne Schuld, sagte Oscar Wilde in seinem grossartigsten Gedicht *Ballad of Reading Gaol*, nach einer Betrachtung eines Gehängten: “.....and each man kills the thing he loves, but each man does not die; the coward does it with a kiss, the brave man with a sword” (und jeder tötet was er liebt, doch jeder muss nicht sterben; der Feigling macht es mit dem Kuss, der Held mit einem Schwert). Das neugeborene Kind fängt nicht lange nach der Geburt an, die Mutter zu tyrannisieren, und selbst der entsagende Mönch wird schuldig, wenn er als Feigenbaum keine Früchte hervorbringt.

Ist die Sicht von Tolstoi eine romantische Schwärmerei? Ist der Zynismus von Peladan berechtigt? Ist der Traum von Malewitsch, die Systeme und Gesetze zu überwinden illusorisch?

Vor einigen Jahren kam in der Türkei die Erschliessung grösserer Goldvorkommen (über ein breites Gelände) unter Verwendung des hoch toxischen Cyanid-Verfahrens, zur Sprache. Die Regierung wollte das Projekt mit allen Mitteln und Druck vorantreiben, doch die lokale Bevölkerung, vor allem die Frauen, waren ausdrücklich dagegen. Man befürchtete zu Recht die Verseuchung von Erde, Luft und Wasser, die Verlegung von Dörfern und Enteignung von Bauern ohne Entschädigung, sowie die Auswirkung auf die politische Moral. Aktivisten und Demonstranten wurden von den Behörden bitter bekämpft; die Auseinandersetzung hatte offensichtlich erst begonnen. Sehen wir hier eine Abwehr der Gier und den Ruf nach Angemessenheit? Vielleicht ist es auch die verschlüsselte Erkenntnis, dass Gold entweder Fluch oder Segen bringt, jedoch nicht beides zugleich.

Gold wurde immer wieder als Licht bezeichnet, als flüssiges und als kristallisiertes Licht. Dieses Licht soll in die Finsternis leuchten, aber die Finsternis nimmt es oft nicht an. Es heisst ja so schön auf Berndeutsch im Johannes Evangelium: “Ds Liecht lüüchtet i d Fyschteri yne, und d Fyschteri het’s nid chönne verschlücke (siehe *Ds Nöie Teschtamänt bärndütsch*, H.& R Bietenhard, bei Berchtold Haller, Bern 1997). Wenn wir in unserer Nacht das Licht nicht schlucken können, gibt es keinen Segen.

Copyright Wolfgang Somary, bei Novalis Verlag, Schaffhausen 2008